

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 9

Artikel: Das Bild der Schweiz
Autor: Schmidt, Georg C.L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Bild der Schweiz

Von Georg C. L. Schmidt.

In den zahlreichen Plänen, welche während des vergangenen Jahrzehnts zur Erneuerung des schweizerischen Bundesstaates entworfen worden sind, kehrte regelmässig der Vorschlag wieder, der Bundespräsident sei von den Departementsgeschäften zu entlasten, er solle länger als ein Jahr im Amte bleiben und müsse besondere Befugnisse erhalten, damit er den Kurs der Regierung klären, die Autorität des Staates vor dem eigenen Volk und dem Ausland würdig vertreten und die Zusammenarbeit zwischen den Verwaltungszweigen festigen könne. Wie die ganzen Bestrebungen zur Staatsreform, so ist auch dieser Vorschlag den Stürmen der Zeit zum Opfer gefallen. Dagegen haben sich verschiedene Bundespräsidenten bemüht, innerhalb ihrer traditionellen Befugnisse und der überkommenen Geschäftsordnung der Landesregierung während ihres einen Amtsjahrs durch eindruckliche Reden, Aufrufe und Symbolhandlungen die Würde des Bundes und die Autorität der Exekutive eindrucklich zu bekräften.

Auch Bundespräsident Philipp Etter war im vergangenen Jahre bestrebt, durch den Ernst und die lebendige Formulierung seiner Ansprachen der Öffentlichkeit die Sorgen und die Verantwortung der Landesregierung nachhaltig zum Bewusstsein zu bringen. Für spätere Geschlechter bedeuten diese Reden zweifellos eine wichtige Quelle, wenn sie sich ein Bild von der Schweiz des Jahres 1939 machen will. Dr. Martin Hürlimann ist auf den glücklichen Gedanken gekommen, den Bundespräsidenten um die Manuskripte seiner Ansprachen zu bitten und sie in gekürzter Form dem Drucke zu übergeben (Reden an das Schweizervolk. Gehalten im Jahre 1939 von Bundespräsident Philipp Etter. Zürich, 1939, Atlantis Verlag). Ein Ausschnitt aus dem Aufsatz, welchen Herr Etter zum „Zuger Neujaarsblatt“ über das Land und seine Sendung beigesteuert hat, eröffnet die Sammlung. Eine Ansprache in Zuger Mundart wendet sich hierauf an die schweizerische Schuljugend. In innerem Zusammenhang stehen die feierlichen Worte, mit denen der Bundespräsident die Landesausstellung sowie die besondere

Schau schweizerischer Kunst in zwei Jahrtausenden eröffnet hat. Aus der Vorahnung ernster äusserer Gefahren waren die Begrüssung der eidgenössischen Schützengemeinde in Luzern, die Ansprache zu Ehren der Helden von Laupen und die Worte gesprochen, welche der Wehrvorführung auf der Allmend Wollishofen auf dem Fusse folgten. Diese Kundgebungen bereiten vor auf die würdigen Sätze, mit denen der Bundespräsident am Abend des 28. Augusts das Schweizervolk von der Mobilmachung des Heeres verständigte.

Ernst und beharrlich hat der Bundespräsident die durch die Nöte des vergangenen Jahres gebotene nationale und ethische Besinnung gefördert; darin liegt ein erstes Verdienst seiner Reden. Die Jugend wies er darauf hin, dass sie dem Lande keinen besseren Dienst erweisen könne, als wenn sie sich so nachhaltig als möglich auf die Erfüllung ihrer späteren Berufspflichten vorbereite. Den Schützen rief er in Erinnerung, dass sie nicht bloss zu sportlichen Zwecken, sondern zur Pflege national wichtiger Mannestugenden auf dem eidgenössischen Tag zu Luzern versammelt seien. Die Festgemeinde auf dem Schlachtfeld zu Laupen ermahnte er zur unausgesetzten Pflege des echten Laupengeistes, „dass Eure Kinder nach hundert Jahren in gleicher Ehre und Freiheit die Laupenfeier erneuern mögen, so wie wir sie heute begehen“. Einen zweiten Vorzug dieser Reden sehen wir in ihrer schönen und würdigen Formulierung. Schliesslich ist an ihnen die Tendenz bedeutsam, zwischen der Natur des Landes und dem staatlichen Aufbau des Volkes enge Beziehungen herzustellen; dieses Bestreben hat schon die früheren Schriften Herrn Etters über die Staats- und Verfassungsgeschichte der Eidgenossenschaft, über die staatsgeschichtliche Entwicklung des Standes Zug und über die schweizerische Demokratie vorteilhaft ausgezeichnet. Viele werden sich der geistvollen Verbindungen erinnern, welche die Rede an der Laupenfeier zwischen der Kramgasse, dem Rathaus und dem Münster zu Bern auf der einen, den vaterländischen Pflichten unserer Generation auf der andern Seite herstellte. In ähnlicher Weise brachte der Bundespräsident die Lage der Schweiz an den grossen Alpenpässen mit der geistigen Mittlertätigkeit ihrer Elite, die Vielzahl scharf getrennter Täler mit dem föderativen Aufbau der Eidgenossenschaft in Zusammenhang. Nicht weniger

einleuchtend klingen die Sätze, welche den Aufsatz im „Zuger Neujahrsblatt“ eröffnen: „Nur an wenigen schmalen Pforten öffnet sich zu ebener Erde der Eingang in das Innere unseres Landes. Ueberall sonst führen die Ein- und Ausgänge der Schweiz über die Berge. Im Süden und Osten über die Alpen, im Norden und Westen über den Jura. In diesem Rahmen bildet unser Land eine natürliche Einheit, deren Grenzen nicht von Menschenhand gezogen sind. Der göttliche Schöpfer selbst hat die Einheit dieses Landes geschaffen und es ummauert mit starken Wällen von Granit und hartem Kalkgestein, damit es zugleich eine Festung sei, so gross und stark, wie sie nur der Herrgott selber bauen konnte, aber auch wieder gerade nur so gross, als es nötig ist, um auf diesen Festungswällen eines kleinen Landes eine grosse geistige Sendung zu verteidigen.“

*

Kurz vor dem Ausbruch des europäischen Krieges brachten die Blätter die Meldung, dass eine Landsgemeinde der Europa-Union auf dem Rütli das Bekenntnis zur Notwendigkeit der Vereinigten Staaten von Europa erneuert habe. An dieser Nachricht konnte zweierlei bedenklich stimmen. In der missbräuchlichen Verwendung des Wortes „Landsgemeinde“ folgte die „Union“ wohl einer bei uns weitverbreiteten Unsitte. Dagegen musste man sich ernstlich fragen, ob es politisch sinnvoll war, im Angesicht der wachsenden europäischen Spannungen von einer schweizerischen Weihestätte aus den politischen Zusammenschluss unseres Erdteils zu propagieren. Der staatlichen Vereinigung müsste doch wohl eine geistige Annäherung vorausgehen. Wie kläglich es 1939 um diese innere Nähe bestellt war, zeigte die Tatsache, dass in den letzten Wochen vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten nicht bloss die Masse der Völker, sondern auch ihre Führer erstaunlich wenig von der seelischen Verfassung ihrer Gegner wussten. Wer die staatliche Einigung Europas ernsthaft fördern wollte, müsste deshalb wohl zuerst bescheiden, aber planvoll an der Mehrung der Kenntnisse arbeiten, welche die Völker voneinander besitzen.

Eine vorzügliche Leistung stellt auf diesem Gebiet das hundertfünfzig Seiten starke Werk dar, welches die Landesausstellung im Auftrag der Eidgenossenschaft unter dem Titel:

„Schaffende Schweiz (Kleine Volks- und Landeskunde)“ veröffentlicht hat. Fünf Abhandlungen und fünfzig Bilderseiten werden von einem farbigen Umschlag zusammengehalten, auf dessen blauem Grund sich das Schweizerbanner und die kantonalen Wimpel im frischen Winde blähen. Der Redaktor des Werkes, Hans Rudolf Schmid, schildert in einem fast zu knapp gehaltenen Aufsatz die Beziehungen des Schweizervolkes zu seiner staatlichen Ueberlieferung. Wie eng sie sind, erläutert er an der eigenartigen Tatsache, dass die Männer von Schwyz noch heute scharf zwischen dem „alten Land“ und einem äusseren Kantonsteil unterscheiden, obgleich schon ein halbes Jahrtausend seit der Angliederung dieses Gebietes verflossen ist: „Fünfhundert Jahre sind für ein Gebirgsvolk keine lange Zeit. Es scheint, dass das Gebirge, wo kein Menschenwerk auf die Dauer gegen die Naturgewalten aufzukommen vermag, seine Bewohner im Beharrungsvermögen bestärkt, Aenderungen verlangsamt und den Lebensakt der Bevölkerung dem eigenen anzugleichen sucht“. Richard Kirchgraber unternimmt in einem zweiten Aufsatz das Wagnis, in allgemein verständlichen und zum Lesen wirklich einladenden Sätzen die Erdgeschichte und Bodengestaltung, die Klimata und Vegetationen der Schweiz zu umschreiben. Franz Bäschlin weckt mit klaren Bildern das Verständnis des Auslands für die Entwicklung, in deren Verlauf aus dem anakreontischen und natur-schwärmerischen Bedürfnis nach einem gelegentlichen Landaufenthalt allmählich der vielgestaltige Fremdenverkehr der Schweiz erwachsen ist. Aber das Rückgrat der Veröffentlichung bilden zwei Aufsätze über die Kultur und die Wirtschaft unseres Landes.

Als gewandter Darsteller eines angeblich trockenen Stoffes erweist sich Fritz Hummler in seinem Ueberblick über die schweizerische Wirtschaft. Er steht in solcher Distanz zu der Fachliteratur, dass er auch Dinge auszusprechen wagt, die weder mathematisch beweisbar noch statistisch belegbar sind und trotzdem für den Gang unserer Wirtschaft entscheidend ins Gewicht fallen. Von der Beziehung zwischen Bauernschaft und Staat sagt er beispielsweise: „Mit Grund und Boden, mit Haus und Hof darf das grausame Spiel der wirtschaftlichen Auslese nicht so rücksichtslos getrieben werden, wie etwa mit

rein kommerziellen Werten. Aber es darf auch nicht zu oft in das Rad gegriffen werden, das die Tüchtigen emporträgt und die Untüchtigen zermalmt. Auch das gesunde, emporstrebende Bauerntum will, dass das mächtige Rad Gottes nicht durch die Räderei des Staates ersetzt werde". Nicht weniger glücklich scheint uns die Formulierung Hummlers für die Vermengung zahlloser Begangenschaften innerhalb eines ostschweizerischen Bauerndorfes: „Sehr oft ist es schwierig, zu unterscheiden, ob ein einzelner Mensch als Landwirt, als Gewerbetreibender oder als Industrieller in der Statistik zu figurieren habe. Bei der zerstreuten Siedlungsform, die namentlich im alemannischen Gebiet üblich ist, kann einer Landwirt und Wirt, Landwirt und Weber, Landwirt und Sticker, Landwirt und Schreiner, Wagner, Zimmermann, Krämer oder Schneider sein". Aus Hummlers Betrachtungen über die schweizerische Industrie heben wir die besonders interessanten Angaben über den Anteil der Zugewanderten am Aufbau schweizerischer Weltunternehmen hervor. Diese Darlegungen nötigen eigentlich zu der Frage, ob das in Industrie und Gewerbe zutagetretende Erlahmen der Unternehmer-Initiative nicht teilweise mit dem Ausschluss der Fremden vom Ausbau des schweizerischen Wirtschaftskörpers zusammenhänge. Auch in den Ueberblick über die Industriewirtschaft flicht Fritz Hummler übrigens anschauliche Bilder ein, welche den Tatsachenbericht wohlthuend beleben. „Das Geschick vieler, von der Natur aus armer voralpiner Landschaften", so schreibt er etwa, „hängt eng mit dem Gedeihen der Textilindustrie, die arbeitsintensiv ist wie kaum eine andere, zusammen. Man muss miterlebt haben, wie schwer das Gespenst der Krise in einem Weberdorf unter den Bergen auf die Seelen der Menschen drückt und wie sehr eine Belebung des Absatzes eitel Sonnenschein hervorzaubert, um zu ermes- sen, welch schicksalhafte Rolle das Gedeihen dieser Industrie im Leben einfachster und bescheidenster Menschen spielt".

Unter dem anspruchslosen Titel: „Blick in die Schweizer Kultur" hat schliesslich Eduard Korrodi eine erstaunliche Fülle von Kulturelementen zusammengefasst. Zudem bieten die knappen vierzig Seiten seiner Abhandlung nicht etwa eine öde Aufreihung von Tatsachen, sondern eine durchdachte, mit Anekdoten und geistvollen Anmerkungen durchsetzte Zusammenschau

unseres vielgestaltigen Geisteslebens. Korrodi geht aus von dem Umstand, dass in der Schweiz nicht bloss viele urwüchsige Mundarten, sondern überdies drei grosse Kultursprachen gepflegt werden. Er anerkennt die Ueberlieferung und das Lebensrecht der Dialekte. Doch wendet er sich gegen die Fanatiker der Mundart mit dem Hinweis, dass zwischen dem 18. Jahrhundert, da Haller das Schriftdeutsche als Fremdsprache empfand, und der Gegenwart die Schreib- und Sprechweise der Nachbarvölker auch zur Muttersprache des entsprechenden Teils unseres Volkes geworden sei. „In einer Fremdsprache dichtet, betet und singt kein Volk. In einer Fremdsprache lässt der Schweizer sich nicht das Zivilgesetzbuch vorschreiben“. Die Mannigfaltigkeit der Idiome hat in unserem Volke früh eine starke Leidenschaft für die Sprachen und das Sprachliche schlechthin ausgelöst. Diese Passion äusserte sich nicht bloss in den zahllosen wertvollen Beiträgen schweizerischer Gelehrter zur Entwicklung der Sprachwissenschaften und in der gründlichen Erforschung der Mundarten; sie führte auch zu einer besonders frühen Begründung allgemeiner und unentgeltlicher Volksschulen sowie zum Ausbau zahlreicher privater Bildungsanstalten. Die Stellung zwischen drei grossen Sprachkreisen rief in der Schweiz zudem das Bedürfnis hervor, nicht bloss in die Sprachwissenschaft, sondern in das geistige Leben Europas überhaupt tätig einzugreifen; die räumliche Enge der Heimat weckte die Lust an weiten geistigen Horizonten. Aus diesem Drang zur Weite sind die grossen Opfer zu erklären, welche unser Volk für seine Hochschulen gebracht hat und heute noch bringt. Der gleichen Quelle entstammt die im Verhältnis zur Volksziffer beträchtliche Zahl grosser Forscher und Dichter, welche die Schweiz hervorgebracht hat.

Wir müssen es uns versagen, dem Verfasser in der lebendigen Schilderung dieser grossen Eidgenossen zu folgen. Doch möchten wir kurz auf einen Wechsel zwischen gesamtschweizerischer und kantonale begrenzter Einstellung in unserem Kulturleben hinweisen, die Eduard Korrodi besonders anschaulich darstellt. Während dem 18. Jahrhundert empfand die geistige Elite in der Schweiz, im Gegensatz zu den politischen Führern, dass sie zusammengehöre und etwas Besonderes darstelle gegenüber den ausländischen Autoren. Im 19. Jahrhundert zerfiel

das eidgenössische Bewusstsein vieler Intellektueller, um kantonalen oder europäischen Gesichtspunkten Platz zu machen; Jacob Burckhardt und C. F. Meyer haben sich beispielsweise nie gesprochen, obgleich ihr Blick derselben europäischen Kulturperiode, der Renaissance, zugewendet war. Erst seit dem Weltkrieg lassen sich wieder „ein allgemeines Dichten und Trachten aus einem «Schweizer Standpunkt» und ebenso eine allgemeine kulturelle Verselbständigung“ feststellen. Der geistige Grenzschutz, welchen wir gerne als Errungenschaft der letzten Jahre betrachten, beruht somit auf einer allmählichen kulturellen Selbstbesinnung, die Jahrzehnte beansprucht hat.

*

In der Schweiz stehen sich heute zwei Fronten von Deutschen gegenüber: die überzeugten, zu Werbung und Einsatz bereiten Nationalsozialisten und die Emigranten, welche ob ihrer Abneigung gegen das Dritte Reich vielfach jede tiefere Verpflichtung gegenüber ihrem Vaterland aus den Augen verlieren. Zwischen diesen Parteien steht eine dritte Gruppe. Sie hält ihrer deutschen Heimat unbeirrt die Treue. Aber sie hat von Anfang an mit Besorgnis die Spannungen verfolgt, welche sich zwischen dem Dritten Reich und seinen westlichen Nachbarn herausbildeten, und sie war ehrlich bestrebt, jenen Berg von Konflikten, Missverständnissen und verletztem Ehrgefühl abzutragen, welcher schliesslich einen bewaffneten Konflikt unvermeidlich machte.

Zu dieser selbständigen, manchen Vorurteilen ausgesetzten Elite darf sich Henry Benrath zählen. Er wohnte als Deutscher durch lange Jahre in Paris, doch kennt er auch unser Land von langen Reisen. Als einführender Freund der Südschweiz hat er sich schon erwiesen, als er in ungleich friedlicheren Zeitläuften das Buch: „Welt in Bläue“ zu Ehren des Tessins bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinen liess. Eine zweite Huldigung des Dichters vor unserer Landschaft ist soeben unter dem doppelten Titel: „An die Schweiz / Carmen Helveticum“ in den Veröffentlichungen der „Gesellschaft zur Förderung des kulturellen Lebens“ zu Zürich erschienen. Als Deutscher erweist sich Benrath in dieser kleinen, kostbaren Schrift durch die Schönheit der Sprache, durch die

Nachhaltigkeit des Naturgefühls, durch die Rückhaltlosigkeit seiner Begeisterung. Als Kenner und Freund unseres Landes bewährt er sich durch zahllose scharfe Beobachtungen, durch viele, den Kern der Erscheinung treffende Betrachtungen sowie durch die kluge Wahl der Gegenstände, die er einen Fremden auf seiner Schweizerfahrt besuchen lässt.

Scharf beobachtet ist beispielsweise die enge Beziehung der schweizerischen Städte zu ihrer Landschaft. „Du ahntest lange“, schreibt er einem Freunde, „dass die Seele des helvetischen Landes über dem Dunstkreis der Städte lebt: dort, wohin sich seit Jahrhunderten die Sehnsucht dieser Städte wendet: in den Firnen und Triften, die hier ein Teil des Himmels selbst sind. Ich sage gewiss nichts gegen die Städte. Ich sage nur, sie seien in diesem Lande — wie in kaum einem andern — dem Hintergrunde untergeordnet, auf den sie zurückzubeziehen sind, ich sage, ihr eigenes Leben habe einen leiseren Pulsschlag als das Leben ihrer allmächtigen Schwestern in andern Ländern“. Scharf ist auch die Beobachtung, dass der Tessin nicht etwa von Süden, sondern von den nördlichen Pässen her betreten werden sollte. „Der Tessin ist die Schwesterlandschaft von Graubünden, nicht minder Ursprung, nicht minder Element. Er hat Anspruch darauf, dass du ihn nicht über eine äussere Grenze zum ersten Male betretest. Er will dir unberührt erscheinen: ohne fremdes Vorspiel, das seine eigene Melodie veränderte“.

Voll und gerundet ist besonders das Bild des Genfersees, das Henry Benrath in wenige Seiten eingefangen hat. Er rühmt die Abgeschiedenheit der Villen am Ufer: „Die Fronten stehen alle gegen den See. Sie gehören dem Licht aus Westen und aus Süden, wo die Ufer von Hochsavoyen sich breiten in silberner Süsse und Hingegebenheit“. Er singt das Lied der Waadtländer Weinberge: „Das sind nicht mehr die grünen Rebendächer wie im Tessin: das sind die mühsam in steinigem Feld an Stöcken aufgezogenen Pflanzenreihen, deren Beeren die Sonne siedet, indessen sie das zähe Blattwerk zu Rost und Ocker versengt“. Inniger hat auch ein Ramuz die Atmosphäre des welschen Weinbergs kaum umschrieben!

Die Betrachtungen, welche Benrath im Verlaufe seines Rundgangs durch die Schweiz anstellt, sind nicht politischer Art.

„Es geht mir“, so schreibt er einleitend, „nicht um eine äussere oder innere Frage des Staates: es geht mir um einen Hinweis auf jene Schichtung des Schönen, die auch das Gegenwärtige zu binden weiss“. Dennoch fehlt seinen Bildern die Beziehung zur unmittelbaren Gegenwart in keiner Weise. So rät er seinem Freunde, nicht bei Basel, sondern an der deutlichsten Scheide zwischen Reich und Eidgenossenschaft die Grenze zu überschreiten: „Komme über das schwäbische Meer, am hohen Mittag, wenn die Wasser steil stehen im Glanz des Mailichtes. Halte noch einmal am deutschen Ufer. Schaue — und spüre, was drüben heisst. Lasse dich übersetzen. Fahre auf das Schiff hinauf. Zu Schiff sollst du das andere Ufer erreichen, damit es ganz das „andere“ Ufer sei... Was ist geschehen, als du an Land gehst? Du bist in eine neue Gegenwärtigkeit getreten. Du bist Gast geworden“. So deutlich die Grenze der Schweiz nach Norden betont ist, so wenig markant erscheint sie dem Dichter gegen Westen hin. Am Genfersee, so verheisst er, „wirst du die Grenzen vergessen. Du wirst spüren, dass auf der Höhe des Wassers zwar die Hoheitsrechte wechseln: die Ufer aber ineinander übergehen“. In Genf selbst strömt die schweizerische Atmosphäre sich vollends ungehemmt an die Landschaft der westlichen Nachbarn aus.

Eine zweite Ueberlegung, die wir aus Benraths „Carmen Helveticum“ hervorheben möchten, wendet sich gegen übertriebene Besorgnisse des schweizerischen Heimatschutzes. Graubünden, so schreibt er, sei eine unverwundbare Welt. „Die grossen Hauptstädte haben die Hilflosigkeit ihrer Feste in das Schweigen dieser Gipfel getragen: was gilt es den Gipfeln, wenn aus heissen Sälen der Gesang der Geigen an ihren Schründen verklingt? Ein Ton der Täler mehr — und warum dieser nicht, da er das gleiche kündet wie alle anderen?“

*

Von Bern empfangen alle Ausländer starke Eindrücke. Doch mag es mit seinem verschlossenen, spröden Wesen zusammenhängen, dass sie sein Bild — heute so gut wie zur Zeit der Aufklärer und der Romantiker — in Einzelheiten nicht immer richtig wiedergeben. So schreibt Henry Benrath, die Stadt Bern herrsche als Burg: „Der häufige Nebel dichtet ihr Leben“. In

Wirklichkeit dürfte die Bundesstadt wohl erheblich seltener von Nebeln heimgesucht werden als ihre Schwestern Basel und Zürich. Noch deutlicher greift Friedrich Michael daneben, wenn er in sein kleines Buch: „Freunde in der Schweiz“ (Hamburg 1939, Marion von Schröder Verlag) die Worte setzt: „Nicht von jeder Stadt wird man sogleich sagen können, welche Farbe ihr gehört. Aber Bern ist weiss — das ist sofort entschieden. Die Häuser und Paläste sind aus weissem Stein gebaut, der die Farbe des Stadtbildes bestimmt“. In Tat und Wahrheit sind die Kirchen, die alten und neueren Amtsbauten sowie die Häuserreihen der Altstadt aus grauem Sandstein errichtet; erst die neuesten Fassaden tragen andere Farben zur Schau.

Im übrigen wird man in diesem hübsch ausgestatteten Bande nicht nach neuen oder besonders tiefen Einblicken in die schweizerische Eigenart suchen dürfen. Michael umschreibt sein Ziel durchaus zutreffend mit dem anspruchsloseren Titel: „Freunde in der Schweiz“. Er stattet seinen Dank ab für die freundliche Aufnahme, die er in einer Professorenvilla auf dem Berner „Rossfeld“, in der Redaktionsstube Hugo Martis, in den Häusern verschiedener Gelehrter und in einem Ferienort am Thunersee gefunden hat. Und er berichtet von dem Umgang mit diesen Menschen: von Gängen auf den Berner Markt, von besinnlichem Bocciaspiel im Garten, von einem anregenden Mittagsmahl im „Schwellenmätteli“, von Gesprächen mit dem Schulmeister in Sigriswil, von Ausflügen ins Gasterntal, auf den Niesen, nach Luzern und an die Seen der Westschweiz. Anregend liest sich die Auseinandersetzung des Menschen aus der Tiefebene mit der Erscheinung der Alpen. Erst widerstrebt ihm ihr Anblick; er duldet ihn höchstens in der Gestalt „kleiner, weisser Spitzchen“ über einer handfesten Wald- und Wiesenlandschaft. Dann freundet er sich langsam mit dem Aufbau und der wechselnden Beleuchtung der Gipfel an. Dennoch ist er schliesslich einem Flugzeug dankbar, welches den starken Zauber des Gasterntals bricht und die Beziehung zum Flachland wieder herstellt. „Woher kommt — so fragt er sich — dieses Gefühl der Beklemmung hier in den Bergen? Es ist kein körperliches Unbehagen, gewiss nicht, aber eine Unlust, ein inneres Widerstreben gegen die Umwelt aus Fels und

Eis. Wie sehr würde mich die Zumutung, hier in diesem Tal eine Nacht allein zu verbringen, bestürzen! Und wie stark habe ich dagegen immer die Einsamkeit der Nächte am Meer als Geschenk empfunden! Es muss doch wohl in der Natur des Menschen etwas geben, was ihn ganz ursprünglich und unabhängig von seinem Willen dem einen oder anderen verbindet, den Bergen oder dem Meer."

Sympathisch berührt in Friedrich Michaels Aufzeichnungen die Charakteristik Hugo Martis. Dieser grosse Kenner der deutschen Literatur hat den Autor auf eine verschollene Schauer-geschichte Paul Heyses aufmerksam gemacht, welche an der Berner Junkerngasse spielt. Eine andere Beziehung der schweizerischen Städte zur deutschen Literatur stellt Michael bei einem Besuch in Luzern her. Der Anblick des Weinmarkts ruft ihm eine Vorlesung an der Leipziger Universität in Erinnerung, während welcher Professor Albert Köster diesen Raum als idealen Schauplatz eines mittelalterlichen Passionsspiels rekonstruierte.

Aber der eigentliche Höhepunkt des anmutigen Werkes liegt nicht in den Schilderungen aus der Schweiz, sondern in dem Bericht von einer flüchtigen Reisebekanntschaft aus dem D-Zug zwischen Frankfurt a. M. und Freiburg i. B. In knappen, geistvollen Zeilen ersteht vor uns ein freundlicher „alter Schwede“, welcher seine „mitteldicke“ Tochter in dreitägiger Fahrt aus einem Pensionat im Schwarzwald abholt. Diese frohgelaunte Minitatur erinnert uns daran, dass Friedrich Michael schon als origineller, überlegener Romancier („Die gutempfohlene Frau“) hervorgetreten ist, für dessen Ansehen sich kein Geringerer eingesetzt hat als der Germanist an der Berner Hochschule, Professor Helmut de Boor.

*

Manches Bauwerk der Schweizerischen Landesausstellung hatte ein besseres Los verdient, als nach beendeter Schau einfach abgerissen zu werden. Auch gewisse Festspiele, welche die Abordnungen der eidgenössischen Stände nach Zürich brachten, besitzen ein Anrecht darauf, beim Volke nicht allzu rasch in Vergessenheit zu geraten. Zu ihnen gehört zweifellos das Werk,

welches der Glarner Georg Thüerer seinen Landsleuten zu Ehren der Schau in Zürich in der klaren, scharf akzentuierenden Mundart seiner Heimat geschrieben hat („Beresina. Es Spyl vum Thomas Legler und siner Allmei“. Glarus 1939, Verlag von Tschudi & Co.). Neuartig ist weniger der Bericht „vum Thomas Legler“, welcher uns das wechselvolle Schicksal eines Glarner Offiziers aus der Spätzeit des Reislafs, aus den Napoleonischen Kriegen, vor Augen führt, als die Schilderung seiner „Allmei“, des alten Glarner Volkstums. Als gründlicher Kenner der aktenmässigen Geschichte und der mündlichen Ueberlieferung hat Thüerer es vermocht, den Geist und die Gesittung des Glarner Volkes zu Beginn des 19. Jahrhunderts in bühnenwirksamer Form darzustellen. Er zeigt uns zwei sehr ungleiche Landammänner im Gespräch mit dem einfachen Volk, und er lässt uns die kraftvolle Amtssprache der Obrigkeit sowie den alten, unverfälschten Glarner Dialekt vernehmen. Er deutet den Konflikt an zwischen dem Sinn für Autorität und öffentliche Würde auf der einen, dem Drang nach Freiheit und Wahrheit, nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit auf der andern Seite, welcher das politische Bewusstsein dieses Bergvolkes seit alter Zeit beherrscht. Thüerer lässt auch eine altertümliche Kirchweih, eine Gant, das Gemeinwerch vor uns erstehen und führt uns in die Wohn- und Amtsstube eines altbäuerlichen Ortsvorstehers. In packenden Bildern beschwört er den Kampf einsichtiger Bauern gegen den fortschreitenden Zerfall der alten umfassenden Dorfgemeinschaft — ein Ringen, welches schon die Agronomen und Oekonomischen Patrioten des 18. Jahrhunderts, welches Pestalozzi, Gotthelf und Xaver Herzog stark beschäftigt hat. Durchaus mit Recht hebt Thüerer in dichterischen Formen die Bedeutung der Frau für den Bestand dieser Gemeinschaft hervor; da gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts die Dorfschaften noch nicht nach rationalen, systematischen Gesetzesregeln geordnet waren, sondern nach organischen Bindungen und alten Ueberlieferungen, konnten sich in der Tat aus dem klugen Sinn und der Treue, oder aber aus der Eifersucht, dem Gerede, dem Zwist der Bäuerinnen wesentliche Folgen ergeben für die Besetzung der Aemter, für die Pflege der Armen, für den Geist der Verwaltung und sogar für den Stand des Dorfhaushaltes. Georg Thüerer

deutet durch seine Exposition zutreffend an, dass die Krise der alten Dorfwirtschaft zuerst in der nachlässigen Wartung des Gemeinbesitzes an Wunn und Weid in Erscheinung trat; erst später äusserte sie sich auch in dem Verzicht auf angestammten Grundbesitz zugunsten des ungebundenen Lebens in der Ferne. Schliesslich werfen seine Bilder Licht auf die umstrittene Frage, in welchem Masse und in welcher Weise die Kriegswirren im Gefolge der französischen Revolution die Entwicklung der schweizerischen Dorfschaften beeinflusst haben.

Doch nicht bloss als Historiker, auch als Meister des Wortes hat Georg Thürer sich in seinem Spiel um Thomas Legler bewährt. Dafür zeugt etwa folgendes Zwiegespräch zwischen zwei Allmendgenossen: „Sami: ‚Uf ds Gwüsse gfraget: Wänn jetzt der Härrgott und tuusig Aengeli dastiendet, und du wuurdisch gfraget: Marti Tüürscht, Tagmävogt vu Diesbach, glaubsch du a das Rot Meer?‘ Tagmävogt: ‚So wuurdi säge: Härrgott, schigg üüs e zweite Moses, wo-n-üüs useführt us dem brand- und bluetrote-n-Eländ‘“. Gleich glücklich mutet uns eine Umschreibung der alten eidgenössischen Ermahnung zur Einigkeit an: „Wämä nüd zämawärchet und zum Tamm lueget, so laat er halt. Und wär d’Letzimuur so gross wie die Chinesisch Muur, si bschüssti nüd vyl, wänn nüd e-n-einigs Völchli derhinder stah. Jawohl, d’Lüüt vor em Land, das isch di läbig Letzimuur“. Die Gestalt Johann Conrad Eschers von der Linth erfährt eine neue, zweifellos berechtigte Deutung in folgenden schönen Sätzen: „Legler: ‚Der Escher? Das isch e fryne Maa... Lueged, ich ha vu jung uuf e Held welle wärde, wüssed-er so eine wie der Winggelried, wo sim Volch e Gass macht. Jetzt weiss is: der Escher, das isch e Winggelried für die hüttig Zyt. Der läbt für sis Wärch und sis Volch‘. Escher: ‚Und meined-er, er chännti au stärke derfür, uf dem Platz, wo ne der Härrgott hanegstellt hät?‘ Legler: ‚Da känned ihr der Escher schlächt, wänn ihr im das nüd zuetruuted. Fraged der eerscht bescht Aarbeiter am Tamm‘“. Doch nicht bloss in der Deutung grosser Gefühlsinhalte und bedeutender Männer, sondern auch in der Formulierung einfacher Lebensweisheit erweist sich die dichterische Kraft Thürers. Im Gespräch über Leglers Energie und Tatkraft lässt ein Bauer von Diessbach beispielsweise das kluge Wort fallen: „Er erzahmet dä schu.

Mit em Biggel i der Hand isch schu mänge-n-Aengel woorde, wo zeerscht mit em Offizierssabel tue hät wie-n-e Tüüfel."

Die bühnenmässige Wirksamkeit der „Beresina" hat sich an der Landesausstellung unter ungünstigsten Voraussetzungen klar erwiesen. Unsere wenigen Proben zeigen gewiss, dass Georg Thürers Werk sich auch als „Lesedrama" behaupten wird.

*

Zum Bild der gegenwärtigen Schweiz gehören zweifellos auch die Bemühungen um eine bewusst nationale Orientierung des Schulunterrichts. Diesem Ziele waren nicht bloss Erlasse zahlreicher Erziehungsdirektionen und Schulpflegen, nicht nur viele gewichtige Kundgebungen des schweizerischen Lehrervereins und der kantonalen Schulsynoden, sondern auch verschiedene akademische Ferienkurse und Informationsstunden der bezirksweisen Lehrerkapitel gewidmet. Trotzdem schreitet die Neuorientierung des Unterrichts nur langsam und unter manchen Rückschlägen vorwärts. Die Hindernisse liegen vielfach in der Weltanschauung der Lehrer. Deshalb wäre es dringend wünschbar, dass die schwungvollen Dialoge Walter Guyers: „Du Volk und deine Schule / Ein Gespräch über Erziehung im Angesicht des Vaterlandes" (Frauenfeld und Leipzig 1939, Verlag von Huber & Co. A. G.) bei der Lehrerschaft weite Verbreitung fänden. Denn dieses Werk ist sichtbar von der unbedingten Begeisterung für den eidgenössischen Staat sowie von der fraglosen Ehrfurcht vor der schweizerischen Ueberlieferung — mag sie auch kriegerisch sein! — getragen, die zeitweilig gewissen Volksschullehrern im Gedankenstrom der Grosstadt verloren gegangen waren. Ein weiteres Verdienst Walter Guyers scheint uns darin zu liegen, dass er die erzieherischen und staatstheoretischen Gedanken Johann Heinrich Pestalozzis besonnen in Zusammenhang bringt mit den konkreten Anforderungen der Gegenwart. Namentlich beharrt er auf der Leitidee, dass die Schule weniger zivilisatorischen Zwecken als kulturellen Zielen — der Bildung zum Menschen und der Erziehung zum rechten Staat — zu dienen habe. Durch die Veröffentlichung des Aufrufes „An mein Vaterland" im Schweiz-Heft zur L. A. der „Atlantis" hat Martin Hürlimann die Erinnerung daran geweckt, mit welcher Schärfe schon Pestalozzi zwischen

Zivilisation und Kultur zu unterscheiden wusste. Wenn ein pädagogisches Werk auf dieser Gegenüberstellung aufbaut, dann wird es allein schon durch eine solche Grundlage aktuell für eine Generation, welche im Laufe einer langen Wirtschaftsnot, einer schweren Arbeitslosigkeit, einer furchtbaren europäischen Krise und einer trügerischen Rüstungskonjunktur die Fragwürdigkeit der modernen Zivilisation deutlich erfahren hat.

Aber Guyers Gedankengänge erstrecken sich auch auf andere Fragen der schweizerischen Gegenwart. Zu der Möglichkeit eines christlichen Staates auf Schweizerboden (Vgl. unseren Literaturbericht im August-Heft 1939 dieser Zeitschrift) nimmt er beispielsweise mit folgenden Sätzen Stellung: „Wenn wir der Staat sind und aus freier Anhingabe die aufgerollte Gemeinschaft immer mehr verwirklichen als Bund der Eidgenossen — ist dann ein solcher Staat nicht etwas bloss Menschliches? Unter den eingehüllten Gemeinschaften gibt es solche, die sich nicht unter Menschen, sondern unter Gott stellen. Haben alsdann diese Gemeinschaften nicht das tiefere Recht als der Staat, und können sie ihm nicht befehlen, was „rechters“ ist? — Genau dadurch, dass der Staat den Menschen das Recht gibt, sich unter Gott zu stellen, ist er selbst ein gottgewollter Staat. Ja, er ist mehr: er ist ein christlicher Staat, indem er die Menschen auf einander hinweist. Niemand kann dankbarer dafür sein, wenn die religiösen Gemeinschaften christlichen Geist ausbreiten und vertiefen, denn damit dienen sie der offenen Gemeinschaft. Sofern freilich christlicher Geist sich selber in eine Machtsphäre einhüllt, wirkt er nicht mehr christlich“.

An das Vorbild Pestalozzis und seiner Zeitgenossen schliesst Walter Guyer auch in formaler Hinsicht an, indem er seine Gedanken nach einem streng deduktiven Plan und gleichzeitig in der Gestalt eines Zwiegesprächs vorträgt. Wie in der Aufklärungsliteratur des 18. Jahrhunderts, so geraten auch in der vorliegenden Schrift diese beiden Regeln der Gestaltung zeitweilig in Konflikt, sodass der Dialog sich etwas mühsam liest. Gut formuliert sind hingegen das einleitende Kapitel über: „Die Frage und das Bekenntnis“ sowie die Sätze, mit welchen die Träger der Zwiesprache sich ab und zu an das gemeinsame Vaterland wenden.